

Mein Leben und ich

Eine ontologische *Ménage à deux*

Benjamin Schnieder

Zeitschrift für philosophische Forschung 59 (2005), 489–511

(7.878 Wörter, einschließlich der Fußnoten & Literaturangaben)

Zusammenfassung:

Ein Lebewesen und sein Leben verbindet offenbar eine innige Beziehung. Aber welche genau? Das ist die Leitfrage dieses Artikels. Im Anschluss an die Klarstellung, dass es sich nicht um die Beziehung der Identität handelt (Abschnitt 2), wird gezeigt, dass sich die Frage mittels einer Konstruktion des *internen Akkusativs* beantworten lässt (Abschnitt 3). Die dabei ausgedrückte Beziehung ist, so das Plädoyer des Artikels, eine der ontologischen *Abhängigkeit*. Es werden zwei Erklärungen eines Abhängigkeitsbegriffs vorgestellt, deren zentraler Begriff einerseits ein *modaler* (Abschnitt 4) und andererseits ein *explanatorischer* (Abschnitt 5) ist, und es wird diskutiert, inwiefern der jeweilige Begriff die Antwort auf die Leitfrage stützt.

Aufbau:

1. Die Fragestellung
2. Mein Leben *und* ich: Zur Nichtidentität von meinem Leben und mir
3. Was man mit seinem Leben macht
4. Modale Abhängigkeiten
5. Explanatorische Abhängigkeiten

1. Die Fragestellung

Um alle etwaigen voyeuristischen Erwartungen (oder Befürchtungen) gleich zu Beginn dieses Aufsatzes zu zerstreuen: er handelt, wie der Titel ganz zu Recht nahe legt, von meinem Leben und mir. Trotzdem gebe ich in ihm keinerlei pikante Details, und nicht einmal weniger pikante Details aus meinem Leben preis. Ja, der Aufsatz handelt von meinem Leben; aber dabei abstrahiere ich von fast allem, das mein Leben von irgendeinem anderen Leben unterscheidet – ausgenommen der Tatsache, dass es eben *mein* Leben ist. Die Frage, die ich mich zu beantworten schicke, lautet schlicht: in welchem *Verhältnis* stehen eigentlich mein Leben und ich zueinander? Und auch hier werde ich von persönlichen Faktoren absehen. Ich will die Leserschaft nicht mit Bekenntnissen langweilen und etwa berichten, dass ich mein Leben eintönig, vorbildlich, oder wie auch immer finde. Mich interessiert das Verhältnis, in dem nicht nur *ich* zu *meinem* Leben stehe, sondern in dem auch jedes *andere* Lebewesen zu *seinem* Leben steht.

Damit beschäftigt mich ein Verhältnis, das ontologisch gesprochen zwischen einem Ereignis (oder einem Prozess) und einer Person besteht.¹ Und in der Tat handelt es sich bei diesen Zeilen um einen Beitrag zur Ontologie. Zwar ist das Ereignis, von dem ich im weiteren handeln werde, ein Ereignis eines sehr speziellen Typs (weswegen der Aufsatz zunächst einmal ein Nischenphänomen behandelt), aber verschiedene meiner Überlegungen lassen sich auch auf andere Ereignisse übertragen. Sollte nun die Konzentration auf einen Sonderfall der Rechtfertigung bedürfen, so würde ich mich mit einem Hinweis darauf begnügen, dass mein Leben unter der Vielzahl von Ereignissen, mit denen ich jemals zu tun habe, doch immer eine verständliche Sonderrolle einnimmt (was, *mutatis mutandis*, auch für andere Lebewesen und derer Leben gilt).

Ein letztes Wort zur Einleitung: wenn ich von *dem* Verhältnis zwischen einem Lebewesen und seinem Leben rede, sollte man dem bestimmten Artikel nicht allzuviel Gewicht beimessen. Es mag durchaus *mehrere*, und auch mehrere interessante solcher Verhältnisse geben. Es wird mir genügen, zumindest eines klar benennen zu können, das für die Ontologie von großem Interesse ist.

¹ Ich will „Ereignis“ hier so verstanden wissen, dass damit auch Prozesse bezeichnet werden. Zwar plädieren einige Philosophen für eine Unterscheidung zwischen Prozessen und Ereignissen (siehe z.B. Steward 1997: Kap. 3 oder Stout 1997), für mein Anliegen würde eine solche aber, gleichviel ob sie sinnvoll ist oder nicht, eine untergeordnete Rolle spielen.

2. Mein Leben *und* ich: Zur Nichtidentität von meinem Leben und mir

Wie auch immer das Verhältnis zwischen meinem Leben und mir genau aussehen mag, eines ist gewiss: es handelt sich um ein sehr enges Verhältnis. Ich werde nicht länger existieren, als mein Leben andauert, und umgekehrt wird mein Leben nicht länger andauern, als ich existiere. Zudem spielt sich mein Leben immer dort ab, wo ich mich gerade aufhalte. Und was immer ich tue, hat Auswirkungen darauf, wie mein Leben ist. Fast könnte ein Philosoph darob geneigt sein, hier eine unzulässige, weil unnötige Verdoppelung von Entitäten zu wittern. Könnte es sich bei der engen Bindung, die zwischen meinem Leben und mir besteht, nicht schlicht um die Relation der Identität handeln?

Selbst eine geringe Portion gesunder Menschenverstand scheint auszureichen, um diese Frage negativ zu beantworten. Mein Leben ist schließlich von ganz anderer Art, als ich es bin: es ist etwas, das sich ereignet, das eine bestimmte Zeit lang vor sich geht, das Phasen als Teile hat. Ich selbst hingegen habe zwar Körperteile, aber doch wohl keine Phasen als Teile, ich ereigne mich nicht, sondern existiere (und lebe) für eine gewisse Zeit.² Doch der gesunde Menschenverstand wird manchmal von Philosophen zurechtgestutzt – und manchmal mit guten Gründen. Und tatsächlich gibt es eine philosophische Doktrin, der zufolge nicht bloß Wald- und Wiesenergebnisse, sondern auch Wald- und Wiesendinge, wie Personen, Portemonnaies oder Protonen sich aus zeitlichen Teilen (in diesem Fall meist Scheiben genannt) zusammensetzen; häufig trifft man diese Doktrin unter dem Titel des *Perdurantismus* an.³

Wie immer es um die Korrektheit des Perdurantismus bestellt sein mag, selbst Perdurantisten sollten nicht der Versuchung erliegen, einen Menschen mit seinem Leben gleichzusetzen. Gewiss, wenn ihre Position korrekt ist, dann hat ein Mensch einen wichtigen Zug mit seinem Leben gemein: beide *perdurieren*, d.h. sie existieren dadurch zu verschiedenen Zeiten, dass zu diesen Zeiten verschiedene ihrer zeitlichen Teile (Phasen, Scheiben, oder wie auch immer) existieren. Aber die Eigenschaften der Phasen eines Menschen, konzipiert nach der gängigen perdurantistischen Auffassung, unterscheiden sich in der Regel signifikant von den Eigenschaften eines Menschenlebens. Von

² Vgl. auch Stout (2003: 146f.).

³ Die Terminologie stammt von Mark Johnston und wurde durch David Lewis (1986: 202) in Umlauf gebracht.

Menschenphasen, so meint der typische Perdurantist, kann man vieles mit Sinn (wenngleich mit einem möglicherweise verschobenen Sinn) und Wahrheit aussagen, was man auch schlicht von einem Menschen aussagen kann: Arme und Beine zu haben, beispielsweise, oder intelligent zu sein.⁴ Doch weder ein Leben noch seine Abschnitte laufen auf Beinen, greifen mit Armen, oder sind intelligent (höchstens sind sie intelligent zugebracht). Und selbst dort, wo man dasselbe Prädikat auf Leben und Lebewesen anwenden kann, wie etwa das Prädikat „ist langweilig“, gehen entsprechende Aussagen über Lebensphasen und Menschenphasen oft auseinander. Dass jemand gerade eine langweilige Phase seines Lebens durchleiden muss, macht den Leidenden nicht zu einer langweiligen Person, und verleiht auch seiner entsprechenden Zeitscheibe nicht die Charaktereigenschaft der Langweiligkeit (oder das entsprechende Pendant, das eben Zeitscheiben so aufweisen mögen). Schließlich setzen sich Lebensphasen und Menschen sowie Menschenscheiben aus anderen Teilen zusammen: eine Lebensphase umfasst bestimmte Ereignisse, sowohl größere (wie ein Studium) als auch kleinere (wie ungemein viele Herzschläge). Doch ein Herzschlag ist weder ein Teil eines Menschen, noch einer Menschenscheibe: die letztere setzt sich aus zeitlichen Scheiben der Teile eines Menschen zusammen, also aus Zeitscheiben von Händen, Beinen, einem Torso etc. Fügt man alle solche Teile zusammen, so ist die Zeitscheibe eines Menschen komplett – ein Herzschlag hat in ihr keinen Platz mehr; während er Teil einer Lebensphase ist, ist er kein Teil der Zeitscheibe eines Menschen.

Kurzum, so eng verbunden ein Lebewesen und sein Leben auch sein mögen, und selbst wenn es sich beim Wesen, entgegen dem ersten Anschein, ebenso wie beim Leben um eine prozesshafte Entität handeln mag, wir haben es mit zwei verschiedenen Entitäten zu tun. Das Verhältnis, das zwischen ihnen besteht, ist nicht das der Identität.

⁴ So schreibt z.B. Lewis (1983: 76): „A person-stage is a physical object, just as a person is. [...] It does many of the same things that a person does: it talks and walks and thinks, it has beliefs and desires, it has a size and shape and location“.

3. Was man mit seinem Leben macht

a. Rilke & der interne Akkusativ

Der gesunde Menschenverstand weiß also mindestens mal, in welchem Verhältnis ein Lebewesen und sein Leben *nicht* zueinander stehen: in dem der Identität. Tatsächlich weiß er meines Erachtens auch (mindestens zu einem gewissen Grade), in welchem sie aber doch zueinander stehen. Zumindest wusste es Rainer Maria Rilke, als er die folgenden vier Zeilen verfasste:

Und doch, obwohl ein jeder von sich strebt,
wie aus dem Kerker, der ihn hasst und hält –
es ist ein großes Wunder in der Welt:
ich fühle: *alles Leben wird gelebt*.⁵

Rilke war klar, es gibt kein Leben, das nicht von irgend jemandem *gelebt* wird. Und damit ist bereits das charakteristische Verhältnis benannt, in dem ein Lebewesen zu seinem Leben steht: im Verhältnis des *Lebens*.

Die Antwort mag zunächst wenig informativ, ja trivial erscheinen; aber damit würde man sie zweifach unterschätzen. Sie ist *nicht* trivial: zumindest nicht in dem Sinne, dass man zu jedem Gegenstand (oder: jedem Ereignis) in der Relation des Lebens steht, noch auch in dem, dass jeder, der φ -t, zu seinem φ -en in der Relation des φ -ens steht. Bei vielen Verben macht die eben verwendete Redeweise, in der man das Verb zur Bezeichnung einer Relation verwendet, schlicht keinen Sinn: man kann sich zwar verheddern, aber es gibt keine Relation des Verhedderns, in der man zu einem Ereignis stehen könnte; und obgleich mancher manchmal sinniert, gibt es keine Relation des Sinnierens in der man zu irgendetwas stehen könnte. Aber auch dort, wo die Rede Sinn macht, stimmt die Behauptung (wer φ -t, steht zu seinem φ -en in der Relation des φ -ens) nicht notwendigerweise: Wer beispielsweise jemanden verachtet, steht nur selten zu seiner eigenen Verachtung in der Relation des Verachtens.

Rilkes Antwort ist nicht trivial, sondern sogar (so werde ich argumentieren) philosophisch lehrreich. Betrachten wir die sprachliche Konstruktion, derer sich Rilke bedient (man *lebt* ein *Leben*), einmal näher. Tatsächlich ist sie öfters anzutreffen. Man kann einen Tanz tanzen, einen Traum träumen und einen Kampf kämpfen. Bei diesen Wendungen wird häufig von *internen* Akkusativen

⁵ *Stundenbuch*, Zweites Buch: *Von der Pilgerschaft*.

gesprochen.⁶ Während ich interne Akkusative über Beispiele *homophoner* Konstruktionen eingeführt habe (bei ihnen haben das Verb und das dazugehörige Akkusativobjekt denselben Wortstamm), gibt es auch heterophone Wendungen, die üblicherweise als interne Akkusative klassifiziert werden: man kann einen Spaziergang machen, ein Kunststück vollführen, eine Schlacht schlagen, einen doppelten Rittberger springen oder einen Walzer tanzen. Die Unterscheidung zwischen heterophonen und homophonen Akkusativen scheint semantisch vernachlässigbar zu sein. Ob man beispielsweise sagt, dass jemand sein Leben *lebt*, oder er es *zu-* oder *verbringt*, macht allenfalls einen stilistischen Unterschied aus, und man kann ebenso (und mit demselben Sinn) sagen, jemand *trage* eine Kampf *aus*, wie dass er ihn *kämpfe*. Man findet zudem interne Akkusative, deren Übersetzungen in verschiedene Sprachen von heterophon zu homophon variieren; wo es im Deutschen heißt „einen Tod sterben“, heißt es im Englischen „to die a death“.

Aber dennoch unterscheiden sich die Konstruktionen, die klassisch unter dem Titel „interner Akkusativ“ gesammelt werden, in einer anderen und logisch signifikanten Hinsicht: manchmal spezifiziert der interne Akkusativ ein konkretes Ereignis bzw. eine konkrete, zu einem bestimmten Zeitpunkt ausgeübte Handlung oder Tätigkeit; das Subjekt des Satzes bezeichnet dann den entsprechenden Handelnden. So verhält es sich z.B. bei den Wendungen „x lebt sein Leben“ und „x führt eine Untersuchung durch“. In solchen Fällen spezifiziert das Akkusativobjekt zwar ein Relatum eines Verhältnisses, allerdings keines, das unabhängig von dem Bestehen dieses Verhältnisses bereits existiert (so wie ein Baum, den man sieht, umarmt oder tritt). Das Leben, das ein Lebewesen lebt, gibt es nicht unabhängig davon, dass es gelebt wird, und niemand kann sich dazu entschließen, zu einem bestimmten Leben in die Relation des Lebens zu treten. Ebenso findet nicht *erst* eine Untersuchung statt, zu der sodann der Untersuchende in die Beziehung des Durchführens treten könnte.

Doch bei vielen Konstruktionen, die man als Beispiele für interne Akkusative findet, verhält es sich anders; denn manchmal spezifiziert der Akkusativ nicht eine konkrete, datierbare Handlung (oder ein konkretes Ereignis), sondern vielmehr einen *Handlungstyp* (bzw. eine *Art* von Ereignis). Wenn beispielsweise Marlon Brando einen Tanz tanzt, der nicht mehr in Mode

⁶ Manchmal auch von „internen Objekten“ (im grammatikalischen Sinn von „Objekt“) oder, im Englischen, von „cognate accusatives“.

ist, dann bezieht sich „Tanz“ offenbar auf einen Typ von Tanz (*den* Tango) und nicht auf ein konkretes Vorkommnis desselben (wie etwa auf den Tanz von Brando und Maria Schneider, mit dem sie in die Filmgeschichte eingingen).

Mich interessiert im weiteren nur der erste dieser beiden Fälle, denn er ist einschlägig für meine Ausgangsfrage: sie fragt nach dem Verhältnis, in dem ich zu *meinem* Leben (einem konkreten, datierbaren Ereignis) stehe, und nicht nach dem Verhältnis, in dem ich zu *dem* Leben schlechthin stehe. (Wobei offenbar ein Zusammenhang zwischen den beiden Verhältnissen besteht: wenn ich mein Leben lebe, so stehe ich zu *dem* Leben automatisch in dem Verhältnis, dass ich ein bestimmtes Vorkommnis dieses Ereignistyps lebe.) Und ich habe bereits angedeutet, worauf Rilkes Antwort hinweist: bei dieser Art des internen Akkusativs existiert das durch ihn eingeführte Relatum nicht *unabhängig* von dem Bestehen der vom Verb signifizierten Relation. Das Verhältnis zwischen meinem Leben und mir ist tatsächlich eine besondere Art der (existentiellen) *Abhängigkeit*; wie man diese Art der Abhängigkeit näher beschreiben kann, soll der Rest dieses Aufsatzes klären.

b. Zur Relationalität von internen Akkusativen

Bevor ich mich aber der Frage zuwende, welche Abhängigkeitsrelation hier im Spiel ist, will ich mich kurz C. J. Williams zuwenden, der meinen Ansatz für grundfalsch halten würde. Das Verb in einer interner-Akkusativ-Konstruktion, so argumentiert er, signifiziert keine Relation, und der dazugehörige Akkusativ spezifiziert mithin kein Relatum dieser Relation:⁷

[Consider the sentences] “Mary danced a dance” or “Joseph dreamed a dream” or “Henry hit a six”. The accusatives are internal accusatives. But we get into trouble if we take such accusatives as specifying terms of genuine relations, as external accusatives do. “Bonzo fights only what he hates; Bonzo has fought many cats; *ergo* Bonzo hates cats” is a valid argument. Not so “Bonzo fights only what he hates; Bonzo has fought many fights; *ergo* Bonzo hates fights”. (Williams 1989: 144)

Man kann Williams’ Argumentation wie folgt wiedergeben:⁸

⁷ John Hyman (2001: 304) übernimmt das Argument.

⁸ Ich formuliere das Bonzo-Argument um, damit es leichter prädikatenlogisch formalisierbar ist. Williams’ Argumentation ist dadurch nicht geschwächt.

- (1) Wenn das Verb „to fight“ in Wendungen wie „to fight a fight“ eine Relation signifiziert, so ist das folgende Argument schlüssig:
- A** Bonzo fights only those things which he hates.
Bonzo has fought some fights.
ergo: Some fights are such that Bonzo hates them.
- (2) Argument **A** ist nicht schlüssig.
- (K) Also signifiziert das Verb „to fight“ in Wendungen wie „to fight a fight“ keine Relation.

Die Konklusion, die Williams zieht, folgt aus seinen Voraussetzungen, doch kann Prämisse (1) mit gutem Grund bezweifelt werden. Argument **A** ist sicherlich *nicht* schlüssig, wenn es eine Äquivokation hinsichtlich des Verbs „to fight“ beinhaltet. Denn **A** ist nur deshalb diskutabel, weil es scheinen kann, als habe es die folgende gültige Struktur (wobei ich das Tempus der Verben vernachlässige):

$$\begin{aligned} \mathbf{A}^* \quad & \forall x (Rax \rightarrow Qax) \\ & \exists x (Rax \ \& \ Fx) \\ & \therefore \exists x (Qax \ \& \ Fx) \end{aligned}$$

Freilich gibt **A*** die Struktur von **A** nur dann korrekt wieder, wenn das Verb „to fight“ in beiden Prämissen *in derselben Bedeutung* verwendet wird, was die Repräsentation durch denselben Prädikatbuchstaben rechtfertigen würde. Da nun „to fight“ in der ersten Prämisse offenbar eine Relation signifiziert, würde eine Äquivokation vorliegen, wenn es dies in der zweiten Prämisse nicht täte, wie Williams behauptet; was erklären würde, warum das Argument nicht schlüssig ist. Doch könnte eine Äquivokation auch dann vorliegen, wenn das Verb *in beiden* Prämissen eine Relation signifiziert, nur jeweils *eine andere*. Auch dann wäre **A** keine Instanz des Schemas **A*** und nicht schlüssig. Mithin ist Prämisse (1) von Williams' Argument zweifelhaft; dass „to fight“ in der zweiten Prämisse von **A** eine Relation signifiziert, reicht nicht für die Schlüssigkeit des Arguments hin.

Liegt nun also eine Äquivokation vor, und wenn ja, welcher Art? Ein Übersetzungstest liefert die Antwort: Man scheitert bei dem Versuch, Argument **A** im Deutschen so wiederzugeben, dass die Form des Arguments ebenso wie im Englischen zunächst schlüssig erscheint. Denn es gibt kein Verb, das sowohl für

die Übersetzung von Prämisse (1) wie auch für die von Prämisse (2) in Frage kommt. (1) kann man mit „Bonzo *bekämpft* nur das, was er hasst“ oder „Bonzo *kämpft* nur *gegen* etwas, das er hasst“ übersetzen, (2) hingegen mit „Bonzo hat schon viele Kämpfe gekämpft / ausgefochten / ausgetragen“. Im ersten Fall ist das Verb „*gegen* (etwas) kämpfen“ oder „bekämpfen“, im zweiten „kämpfen“, „austragen“, etc. Daher wird das Verb „to fight“ tatsächlich mehrdeutig verwendet, was aber nichts darüber besagt, ob es in der zweiten Prämisse ein echt relationales Prädikat ist oder nicht. Ich betrachte daher Williams' Argument als gescheitert.

Interessanterweise kann man ausgehend von Williams' Überlegung sogar *zugunsten* der Auffassung argumentieren, dass interne Akkusative ebenso relational zu verstehen sind wie externe. Das folgende Argument ist schlüssig:

A2 Bonzo fights only long and bloody fights.

The fight that was fought here was fought by Bonzo.

ergo The fight that was fought here was a long and bloody fight.

Die Schlüssigkeit von **A2** kann wünschenswert einfach durch die Annahme erklärt werden, dass das Verb „to fight“ hierin eine Relation signifiziert. Denn dann instantiiert **A2** das Schema

A2* $\forall x (Rax \rightarrow Lx)$

Rab

\therefore Lb

Ebenso ist die Schlüssigkeit vieler ähnlicher Argumente hervorragend unter der Annahme erklärbar, dass die Verben in interner-Akkusativ-Konstruktionen eine Relation signifizieren. Williams' Argument enthält also nicht bloß eine fragwürdige Prämisse, sondern liefert obendrein den Stoff für Argumente, welche die These seiner Gegner stützen.

Eine Schlussbemerkung zu Williams' Argumentation: Wie erwähnt, kann man interne Akkusative in diejenigen einteilen, die eine konkrete, datierbare Handlung spezifizieren, und diejenigen, die einen Handlungstyp spezifizieren. Dass auch letztere relational sind, wird wiederum durch die Gültigkeit bestimmter Schlüsse belegt: So folgt daraus, dass Brando einen aus der Mode gekommenen Tanz tanzt, dass er einen Tanz tanzt. Warum? Weil dieser Schluss die folgende Argumentform instantiiert:

$\exists x (Fx \ \& \ Rax \ \& \ Gx).$

$\therefore \exists x (Fx \ \& \ Rax).$ ⁹

4. Modale Abhängigkeiten

Zurück zur charakteristischen Relation, in der man zum eigenen Leben steht: man lebt es, oder bringt es zu, oder allgemeiner gesprochen, man ist sein Subjekt (ein, *contra* Williams, tatsächlich relationaler Umstand). Wie bereits gesagt handelt es sich bei dieser Relation meines Erachtens um eine Art der ontologischen Abhängigkeit: Manche Entitäten sind *essentiell* an die Existenz gewisser anderer Entitäten gebunden zu sein; sie hängen, in Hinsicht auf ihre Existenz, von diesen anderen Entitäten ab.

Ich stelle in diesem Abschnitt eine klassische Auffassung ontologischer Abhängigkeit vor, die diesen Begriff durch *modale* Begriffe expliziert, und untersuche, wie sich ein Lebewesen und sein Leben ihr zufolge zueinander verhalten.

a. Modale Abhängigkeit

Eine Entität x hängt von einer Entität y ab, so habe ich gesagt, wenn x essentiell an die Existenz von y gebunden ist. Der hier relevante Begriff der Essentialität lässt sich, der wahrscheinlich noch immer vorherrschenden Meinung zufolge, durch die Begriffe der Existenz und der Notwendigkeit bestimmen;¹⁰ eine Eigenschaft e ist einem Gegenstand x genau dann essentiell, wenn x nicht *existieren kann*, ohne Eigenschaft e zu haben.¹¹ Dass ein Gegenstand x essentiell an die Existenz eines anderen Gegenstandes y gebunden ist (und in diesem Sinne von ihm abhängig ist), läuft dann darauf hinaus, dass notwendigerweise gilt: existiert x , so existiert auch y :

⁹ Die folgende Interpretation \mathfrak{I} generiert aus dem Schema wieder das ursprüngliche Argument: $\mathfrak{I}(„F“) = \{x: x \text{ ist ein Tanz}\}$, $\mathfrak{I}(„R“) = \{<x, y>: x \text{ tanzt } y\}$, $\mathfrak{I}(„G“) = \{x: x \text{ ist aus der Mode gekommen}\}$, $\mathfrak{I}(„a“) = \text{Brando}$.

¹⁰ Für eine dissidente Meinung siehe Fine (1994).

¹¹ Vgl. etwa Plantinga (1974: 56) oder Simons (1987: 260).

(Abh) x ist abhängig von $y \leftrightarrow_{\text{Def.}} \Box (x \text{ existiert} \rightarrow y \text{ existiert})$.¹²

Besteht also zwischen einem Lebewesen und seinem Leben eine solche ontologische Abhängigkeit – und falls ja, besteht sie uni- oder bilateral?

b. Ist eines Lebewesens Leben von dem Lebewesen modal abhängig?

Wie wir gesehen haben, war es Rilke sonnenklar: es gibt kein Leben, das nicht gelebt wird. Und das ist gewiss kein kontingenter Umstand; es hätte auch kein Leben unverlebt verlaufen können. Damit ist bereits gesagt, dass ein Leben in einer gewissen Weise von Lebewesen abhängt; allerdings ist das nicht die oben charakterisierte Weise. Denn das bisher Gesagte ist damit vereinbar, dass Leben von Lebewesen nur wie Wälder von Bäumen abhängen: es kann zwar keine Wälder ohne Bäume geben, aber jeder einzelne Baum ist für die Existenz jedes einzelnen Waldes durchaus entbehrlich. Ein Wald ist *nicht* individuell von einem oder mehreren Bäumen abhängig (sondern lediglich *generisch*).

Bei einem Leben kann man aber getrost eine stärkere Abhängigkeit ausmachen. Zwar hätte jemand ein ähnliches Leben führen können, wie Sokrates es tat, oder ein Leben wie Gott in Frankreich. Aber das hätte dessen Leben noch immer nicht zu *Sokrates' Leben* gemacht (oder zum Leben von Gott in Frankreich). Was es heißen soll, dass tatsächlich eben dieses Leben, das Sokrates *de facto* verlebt hat, von jemand anderem hätte verlebt werden sollen, scheint kaum begreifbar. Es ist ein wesentlicher Zug der Individuierung von Ereignissen, dass ihre Identität an die Identität ihrer Subjekte gekoppelt wird. Deshalb kann man festhalten, dass eines Lebewesens Leben von jenem tatsächlich im Sinne von (Abh) abhängig ist.¹³

c. Ist ein Lebewesen von seinem Leben modal abhängig?

Jonathan Lowe hält dafür, dass auch ein Lebewesen von seinem Leben im definierten Sinn abhängig ist: dass ein Lebewesen nicht hätte existieren können, hätte nicht auch sein Leben stattgefunden (und also existiert).

¹² Zu diesem Abhängigkeitsbegriff und verschiedenen Modifikationen siehe Simons (1987: Kap. 8) und vgl. Johansson (1989: Kap. 9) sowie Thomasson (1990: Kap. 2).

¹³ Die analoge Behauptung gilt plausiblerweise für *jedes* Ereignis, das überhaupt einen Träger hat: es ist von ihm individuell abhängig im modalen Sinn (vgl. auch Lombard 1986: 197–206 sowie Simons 1987: 305f.).

Zunächst könnte man meinen, Lowe verwechsle hierbei die angesprochenen zwei Arten von Abhängigkeit, *generische* und *individuelle*. Gewiss, es scheint plausibel, dass ein Lebewesen essentiell Lebewesen ist, und daher nicht ohne *ein* Leben hätte existieren können. Ähnliches gilt für bestimmte organische Prozesse, die das Leben eines Lebewesens erst ermöglichen: „life processes which go on within the man – his respiration, heartbeats, and so on.“ (Simons 1987: 310) Ein Lebewesen hätte nicht existieren können, wenn solche Prozesse ausgeblieben wären. Aber bei dieser Abhängigkeit haben wir es mit keiner *individuellen* Abhängigkeit zu tun. Zwar könnte Belmondo nicht existieren, wenn nicht gewisse lebensnotwendige Prozesse in ihm vor sich gingen; doch Simons betont: „[...] but of no such process or process-part is it necessary that *it* takes place within him for him to exist.“ (ebd.) Zurecht: nicht nur ist es plausibel, dass die lebenserhaltenden Prozesse Belmondos von einer mindestens geringfügig anderen Art hätten sein können, als sie es tatsächlich sind (so hätten z.B. andere, mehr oder weniger komplexe chemische Reaktionen eine Rolle spielen können). Auch hätte jeder einzelne Prozess durch einen typgleichen ersetzt werden können, der früher oder später stattfindet, länger andauert, etc.

Doch in Hinblick auf das *Leben* eines Lebewesens will Lowe tatsächlich eine *individuelle* Abhängigkeit behaupten. Aber warum? Kann man nicht (wie angesichts der lebenserhaltenden Prozesse) guten Gewissens argumentieren, dass Belmondo zwar notwendigerweise *ein* Leben hat leben müssen, dass er aber nicht notwendig *sein tatsächliches* Leben hätte leben müssen? Hätte es ein Ereignis geben können, das zwar Belmondos Leben gewesen wäre, aber nicht numerisch identisch mit Belmondos aktuellem Leben? Lowe meint, diese Fragen begründet verneinen zu können:

So suppose, for the sake of argument, that Socrates could have had a numerically different life: then it would still have been a life which could only have been Socrates' – no one other than Socrates could have had that 'other' life. But then what could underpin the supposition that it is indeed a life 'other' than the life he actually had (except qualitatively)? (Lowe 1998: 143)

Die Feststellung, dass, hätte Sokrates ein Leben verbracht, welches von seinem tatsächlichen numerisch verschieden gewesen wäre, dieses nichtsdestotrotz essentiell *sein* (also Sokrates') Leben gewesen wäre und nicht von jemand anderem hätte gelebt werden können, ist zweifelsohne korrekt. Nur ist mir ihre Stoßkraft nicht ersichtlich – denn dies gilt für *jedes* Ereignis, dessen alleiniges Subjekt Sokrates ist. Es gilt beispielsweise für den Spaziergang, den er an einem

ganz bestimmten Morgen unternommen hat. Aber gewiss muss man deshalb nicht annehmen, dass es nur *einen* Spaziergang gibt, den Sokrates je unternommen hat, und dass er nicht hätte einen unternommen können, der numerisch von besagtem Gang verschieden gewesen wäre. Es ist unumstritten, dass ein Mensch unzählige, numerisch verschiedene Gänge gehen kann, und unzählige weitere, die er *de facto* unterlassen hat, hätte gehen können – und die Tatsache, dass alle diese Gänge essentiell *seine* Gänge sind oder gewesen wären, spielt bei der Überzeugung, dass es sich um numerisch verschiedene Gänge handelt, einfach keinerlei Rolle. Wieso also sollte sie es im Falle von Sokrates' Leben tun?

Diese Überlegung soll nun lediglich eines zeigen: der Umstand, dass Sokrates' Leben von ihm selber ontologisch abhängig ist, spielt keine Rolle bei der Beantwortung der Frage, ob er ein von seinem aktuellen Leben numerisch unterschiedliches hätte leben können. Sie beantwortet allerdings die besagte Frage nicht, und in der Tat scheint diese nicht allzu leicht beantwortbar. Ein Blick auf andere Ereignisse, bei denen wir die Frage ganz und gar nicht schwierig finden, sondern sie selbstverständlich bejahen, könnte uns hier vielleicht auf die Sprünge helfen.

d. Essentielle Charakteristika von Ereignissen

Wir unterscheiden häufig verschiedene Ereignisse desselben Typs und desselben Subjekts, wie etwa verschiedene Spaziergänge oder verschiedene Frühstücke ein und derselben Person. Ein hierfür relevanter Faktor ist offenbar die zeitliche Position des Ereignisses: Der Maispaziergang, den Belmondo unternommen hat, ist numerisch verschieden von dem Septembergang, weil er zu einer anderen Zeit stattfand. Auch in modalen Überlegungen über die Verschiedenheit von Ereignissen können solche zeitlichen Faktoren eine Rolle spielen. Eben dieser Spaziergang (*numero idem*) hätte wohl kaum fünfhundert Jahre früher oder später unternommen werden können – selbst wenn Belmondo zu so einer Zeit bereits existiert hätte bzw. immer noch existieren würde.

Hätte derselbe Spaziergang überhaupt zu einer anderen Zeit stattfinden können, sei sie seinem tatsächlichen Datum auch nah oder noch so nah? L. B. Lombard würde diese Frage verneinen.¹⁴ ihm zufolge hätte *kein* Ereignis zu

¹⁴ Siehe Lombard (1986: 206–216) und vgl. Bennetts Kritik (1988: 60f.).

irgendeiner anderen Zeit stattfinden können, als zu derjenigen, zu der es sich *de facto* ereignete.¹⁵ Anders gesagt:

Notwendigerweise gilt für jedes Ereignis *e*:

- (i) Es gibt eine Zeit *t*, so dass *e* genau zu *t* stattfindet, wobei
- (ii) *e* zu keiner anderen Zeit als zu *t* hätte stattfinden können.¹⁶

(Die Variable „*t*“ läuft über Zeitpunkte, Zeitspannen und, um diskontinuierliche Ereignisse zuzulassen, über beliebige Summen von Zeitpunkten und -spannen. Die Formulierung „genau zu *t*“, soll sicherstellen, dass über die *vollständige* Zeit des Stattfindens eines Ereignisses gesprochen wird.)

Pflichtet man diesem Prinzip zur *Essentialität der Zeit* bei, so ergibt sich durch eine einfache Überlegung, dass jede Person ein von ihrem tatsächlichen Leben numerisch verschiedenes Leben hätte führen können. Denn es gibt eben keine Parzen, durch deren Spinnereien das Todesdatum einer Person für alle Ewigkeit und mit Notwendigkeit festgeschrieben wäre. Jede Person hätte länger oder kürzer leben können, als sie es tatsächlich tat. Dann hätte sie aber ein Leben geführt, das nicht zu eben der Zeit stattfindet, zu der ihr tatsächliches Leben stattfindet, und daher (nach der *Essentialität der Zeit*) auch nicht mit ihm identisch gewesen wäre.

Damit ist freilich Lowes Auffassung, jedes Leben sei seinem Lebewesen essentiell, nicht widerlegt; lediglich ist gezeigt, dass sie nicht vereinbar mit Lombards Auffassung ist, der zufolge Ereignisse essentiell dann stattfinden, wenn sie es *de facto* tun. Aber über dieses Einzelergebnis hinaus gibt es noch eine generellere Lehre zu ziehen, nämlich dass Lowes rhetorische Frage: „But

¹⁵ Es sei davor gewarnt, die These zur *Essentialität der Zeit* mit Myles Brands vieldiskutierter These über die *Identitätsbedingungen* von Ereignissen zu verwechseln, die lautet (siehe z.B. Brand 1984: 65f.):

$\forall e \forall f$ (*e* ist dasselbe Ereignis wie *f* \leftrightarrow notwendigerweise gilt, dass *e* und *f* dieselbe Raumzeitregion einnehmen).

Diese These ist durchaus damit verträglich, dass ein Ereignis an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten *hätte* stattfinden *können*.

¹⁶ Formaler:

$\square \forall e \exists t$ (*e* findet genau zu *t* statt & \square ($E!e \rightarrow e$ findet genau zu *t* statt)).

Im Gegensatz zu Lombards eigener Version (1986: 206) impliziert meine Formulierung, dass notwendigerweise jedes Ereignis zu irgendeiner Zeit stattfindet – was ich als unkontroverse Voraussetzung erachte.

then what could underpin the supposition that it is indeed a life ‘other’ than the life he actually had?’“ (a.a.O.) durchaus weniger rhetorische und dabei nicht-arbiträre Antworten zulässt. Um solche Antworten zu gewinnen gilt es herauszufinden, welche Merkmale einem Ereignis essentiell sind. Angenommen, Eigenschaften von einem bestimmten Typus T (wie etwa die raumzeitliche Position) seien allen Ereignissen essentiell. Dann hätte jemand ein (numerisch) anderes Leben als sein tatsächliches führen können, wenn er ein Leben hätte führen können, das eine andere Eigenschaft vom besagten Typus besitzt, als sein tatsächliches Leben es tut.

Das ist die abstrakte Lehre aus dem obigen Beispiel: ist die Zeit eines Ereignisses diesem essentiell, so hätte man numerisch andere Leben führen können, weil man eben länger oder kürzer hätte leben können, als man es tat. Dasselbe gilt für verschiedene andere Auffassungen, die bezüglich der Frage, welche Eigenschaften Ereignisse essentiell haben, auf dem Markt sind. Ich nenne drei Beispiele:

(i) Auch, wenn nicht die *gesamte* Zeit des Stattfindens eines Ereignisses dem Ereignis essentiell ist, könnten dies doch *einige* zeitliche Faktoren sein. Eine mögliche Position wäre beispielsweise die These, dass zumindest der Anfangsmoment eines Ereignisses ihm essentiell ist, also die These von der *Essentialität des Anfangs*:

(EA) Notwendigerweise gilt für jedes Ereignis e :

- (i) Es gibt einen Zeitpunkt t , so dass e zu t beginnt, wobei
- (ii) e zu keinem anderen Zeitpunkt als zu t hätte beginnen können.

Diese These ist, im Gegensatz zu Lombards Auffassung, mit der Intuition verträglich, dass Ereignisse hätten *unterbrochen* werden können (und dadurch kürzer gedauert hätten, als sie es *de facto* taten). Doch würde EA noch immer eine Möglichkeit eröffnen, wie man die Annahme, dass eine Person ein Leben hätte leben können, welches sich numerisch von ihrem tatsächlichen Leben unterscheidet, rechtfertigen kann. Es scheint nicht unplausibel, dass das Leben einer Person einen Moment früher oder später hätte beginnen können, als es das tat. Und jedenfalls Lowe vertritt dies explizit, und in einer extremen Variante. Er hält es sogar für möglich, dass das Leben einer Person bereits von Ewigkeit an hätte stattfinden können.¹⁷ Dann aber, und auch im weniger kontroversen Fall, in

¹⁷ Siehe Lowe (1998: 152 und vgl. 166).

dem das Leben einer Person nur etwa eine Minute früher oder später eingesetzt hätte als tatsächlich, hätte die Person nach *EA* ein numerisch anderes Leben gelebt als das, was sie *de facto* lebte. Lowe muss also, um seine Position konsistent zu halten, auch die *Essentialität des Anfangs* ablehnen.

(ii) Hoffman und Rosenkrantz (1994: 32) vertreten eine weitere These zur Essenz eines Ereignisses, nämlich die *Essentialität der Dauer*:

Notwendigerweise gilt für jedes Ereignis *e*:

- (i) Es gibt eine Dauer von *e*, nämlich *d*, und
- (ii) *e* hätte keine andere Dauer als *d* haben können.¹⁸

Es sollte inzwischen keines großen Kommentars mehr bedürfen, weswegen Lowe auch diese These verneinen muss: jedes Lebewesen hätte eben länger oder kürzer leben können, als ihm *de facto* vergönnt ist.

(iii) Und Lowe muss weitere essentialistische Thesen über Ereignisse ablehnen, wie z.B. die These, die Ursachen eines Ereignisses seien diesem essentiell.¹⁹ Halbformal lautet diese These:

Notwendigerweise gilt für alle Ereignisse *e, f*:

e ist eine Ursache von *f* $\rightarrow \square (E!f \rightarrow e \text{ ist eine Ursache von } f)$.

Hätte das Leben einer bestimmten Person etwas früher oder später begonnen als in Wirklichkeit, so wahrscheinlich deswegen, weil bestimmte ursächlich beteiligte Ereignisse nicht stattgefunden hätten und/oder gewisse interferierende

¹⁸ Die *Essentialität der Dauer* schließt nicht aus, dass ein Ereignis *e* zeitlich *verschoben* hätte stattfinden können (also mit seiner faktischen Dauer aber mit einem späteren oder früheren Beginn). Deshalb folgt aus ihr auch nicht Lombards These zur *Essentialität der Zeit* (das umgekehrte Implikationsverhältnis gilt aber schon).

¹⁹ Explizit vertritt van Inwagen diese These (1983: 169f.); für eine Kritik an ihr siehe Lombard (1986: 195–197) und Hughes (1994). Eine Anmerkung: Die *Essentialität der Ursachen* unterscheidet sich von der einst von Davidson (1980: 179) vertretenen These über die Identitätsbedingungen eines Ereignisses:

$\forall e \forall f$ (*e* ist dasselbe Ereignis wie *f* \leftrightarrow jede Ursache (bzw. Wirkung) von *e* ist auch eine Ursache (bzw. Wirkung) von *f* und *vice versa*).

Diese These ist damit verträglich, dass ein Ereignis andere Ursachen bzw. Wirkungen *hätte* haben *können*, als es *de facto* hat (wobei Davidson anderenorts – 1980: 151 – *auch* mit der *Essentialität der Ursachen* zu flirten scheint).

Ereignisse eingetreten wären; womit das ursächliche Profil des Lebens der Person ein anderes gewesen wäre. Und da Lowe wie erwähnt annimmt, eine Person hätte von Ewigkeit an existieren können, müsste er davon ausgehen, dass trotz Abwesenheit aller tatsächlicher Ursachen eines Ereignisses, des Lebens der besagten Person nämlich, das numerisch identische Ereignis hätte eintreten können.

Für unsere Ausgangsfrage (ist ein Lebewesen von seinem Leben im modalen Sinne abhängig?), ergibt sich also folgendes Bild: Wie sie zu beantworten ist, hängt wesentlich davon ab, welche Konzeption der essentiellen Charakteristika eines Ereignisses man für korrekt hält. Nur bei einer weitgehend minimalen derartigen Konzeption ist Lowes Auffassung haltbar. Die Frage, welche Auffassung zur Essenz eines Ereignisses korrekt ist, kann ich hier schon aus Platzgründen nicht beantworten. Aber es ist auch nicht verbürgt, dass diese Frage überhaupt eine Entscheidung zulässt, die frei von einem guten Schuss Willkür wäre.²⁰ Obgleich ich einer entsprechenden Auffassung, die minimal genug ist, um das Leben einer Person als essentiell auszuweisen, eher skeptisch gegenüber stehe, reicht dieser Umstand eingeständenermaßen nicht aus, um Lowes Punkt zu verwerfen.

Doch gibt es immerhin noch eine weitere Überlegung, die dagegen spricht, dass einem Lebewesen sein Leben essentiell ist – leider läuft diese Gefahr, in leicht esoterische Gefilde abzugleiten, weshalb ich sie nur kurz erwähnen will, ohne sie ausführlich zu erörtern. Bisher bin ich stillschweigend von etwas ausgegangen, das zunächst auch recht banal erscheint: man lebt nur einmal (und hat also nur ein Leben zu verleben). Das ergibt sich zumindest aus einer nüchternen Betrachtung der Welt. Doch muss man die Phantasie nicht gerade überstrapazieren, um einerseits die *Notwendigkeit* dieser Tatsache zu hinterfragen, und sogar, um diese Tatsache als bloß vermeintliche zu hinterfragen: nicht umsonst gibt es Begriffe wie „Wiedergeburt“, die Rede von den neun Leben einer Katze oder Filmtitel wie *Man lebt nur zweimal*. Es spricht einiges dafür, dass ein Lebewesen, dem mehr als ein Leben vergönnt ist, keine *begriffliche Unmöglichkeit* darstellt. Doch das wirft ein schlechtes Licht auf Lowes Position: denn angenommen, Sokrates hätte anstatt eines Lebens auch zwei Leben verleben können und es gäbe also eine mögliche Welt, in der er nach seinem Tod (auf welchem Weg auch immer) von Neuem ins Leben tritt.

²⁰ Vgl. zu dieser skeptischen Sicht z.B. Bennett (1988: 58–61, 69–72) und Meixner (2000: 190).

Wenn man mit Lowe meint, dass Sokrates notwendigerweise das Leben leben musste, das er *de facto* gelebt hat, so hätte *eines* seiner zwei Leben in dieser fiktiven Situation identisch mit seinem tatsächlichen Leben sein müssen. Doch was sollte eines der beiden (oder, in anderen Fiktionen, eines seiner drei, vier etc.) Leben zu seinem *tatsächlichen* machen? Mir scheint, dass sich jede der möglichen Identifikation den berechtigten Vorwurf der Willkür gefallen lassen müsste. Doch wenn in einer solchen Situation *keines* der beiden Leben von Sokrates identisch mit seinem tatsächlichen wäre, so würde das Lowes Position zunichte machen: Sokrates hätte dann auch ohne, dass er sein tatsächliches Leben lebt, existieren können.

Ogleich ich persönlich diese Überlegung für schlagend halte, steht sie zugegebenermaßen auf zu spekulativen Beinen, als dass ich sie als Widerlegung von Lowes Position ausgeben würde. Denn erstens sind *einige* Denkmöglichkeiten keine *echten* (metaphysischen) Möglichkeiten, weswegen die echte Möglichkeit multipler Leben durch ihre bloße Denkbarkeit (ihre begriffliche Möglichkeit) nicht garantiert ist; und zweitens *könnte* man vielleicht eben doch mit irgendwelchen Überlegungen dafür argumentieren, dass stets eines der mehreren möglichen Leben eines Lebewesen identisch mit seinem tatsächlichen wäre (vielleicht das erste seiner vielen? Oder das letzte?). Doch eines sollte klar sein: Um seine Position aufrecht zu erhalten, muss Lowe eine nicht eben geringe Menge substantieller metaphysischer Annahmen machen.

5. Explanatorische Abhängigkeiten

Im vorigen Abschnitt habe ich eine klassische Explikation existentieller Abhängigkeit vorgestellt, die auf einem *modalen* Begriff basiert. Dass das Leben eines Lebewesens zu ihm in einem modalen Abhängigkeitsverhältnis steht, habe ich bejaht, doch hat sich die Entscheidung der Frage, ob dieses Verhältnis ein *einseitiges* oder ein *wechselseitiges* ist, als schwierig herausgestellt. Es gibt aber ein anderes Verständnis existentieller Abhängigkeit, bei dem ein einseitiges Abhängigkeitsverhältnis mit Sicherheit gegeben ist; ich entwickle es im folgenden.

a. Begriffliche Prioritäten und die Erklärung vom Stattfinden eines Ereignisses

Kehren wir noch einmal zurück zu Rilke; wir wissen, was man insbesondere mit seinem Leben macht: man lebt es. Die sprachliche Besonderheit des internen Akkusativs weist dabei auf ein interessantes begriffliches Phänomen hin. Sortale Terme für Ereignisse sind zu einem großen Teil (wenngleich nicht ausschließlich) derivativ; sie sind Nominalisierungen von Verben (so etwa: Leben – leben, Heirat – heiraten, etc.).

Wie Bennett betont, ist der Begriff einer bestimmten Ereignisart (wie der eines Lebens oder einer Heirat) normalerweise einem entsprechenden prädikativen Begriff, mit dem man Personen und Dinge in Hinsicht auf ihr Verhalten beschreibt, nachgängig (Begriffen also, die von Prädikaten wie „lebt“, „heiratet“, „schwitzt“, „verkoht“ etc. ausgedrückt werden):

Our grasp of the idea that a run occurred yesterday comes from our grasp of the idea that something ran yesterday; our grasp of the idea that there is a picnic in the park comes from our grasp of the idea that people are sitting around eating and conversing in the park. Someone could have a linguistic / conceptual upbringing that made him competent in talking about how things behave and where they are when, but stopped short of equipping him to use the event concept; nobody could have an upbringing that started from the other end and stopped in the same place. (Bennett 1988: 13)

Die begriffliche Priorität, die ein bestimmter prädikativer Begriff vor dem abgeleiteten sortalen Ereignisbegriff besitzt, findet sich auch bei dem Begriff des Lebens wieder. Denn dieser Begriff ist unter Rekurs auf den prädikativen Begriff zu erklären, der vom Prädikat „lebt“ ausgedrückt wird und unter den nicht Ereignisse, sondern Lebewesen fallen; eine Annäherung an eine solche

Erklärung lautet: ein Leben ist eine Entität (ein Ereignis), das eben solange existiert (stattfindet), wie die Person lebt, dessen Leben es ist.

Die besagte übliche Priorität von prädikativen Begriffen vor abgeleiteten Ereignisbegriffen sorgt für die Korrektheit bestimmter *Erklärungen* des Stattfindens von Ereignissen, was sich darin ausdrückt, dass für Ereignisse generell eine Instanz des folgenden Schemas gilt:²¹

(W) x 's φ -en findet statt, weil x φ -t.

Freilich ist die Erklärung, die mit Instanzen dieses Schemas gegeben wird, normalerweise keine, nach der man mit „warum“-Fragen der Art: „Warum findet dieses Ereignis (oder: x 's φ -en) statt?“ fragt. Denn für gewöhnlich wird es einem, wenn man eine solche Frage stellt, nach einer *kausalen* Erklärung verlangen: Ein Leben beispielsweise findet statt, weil sich zwei Personen getroffen und kennen gelernt haben, was wiederum zum Stattfinden eines bestimmten Zeugungsprozess geführt hat; ein Brand findet statt, weil jemand ihn gelegt hat etc. Aber dass man solche korrekten kausalen Erklärungen vom Stattfinden eines Ereignisses geben kann, und auch dass man im allgemeinen an eben solchen Erklärungen interessiert ist, ändert nichts an der Korrektheit nicht-kausaler, begrifflicher Erklärungen wie den folgenden: Ein Brand findet statt, weil etwas brennt; ein Kuss, weil jemand jemanden küsst; und ein Leben, weil jemand lebt. Ihre Korrektheit basiert direkt auf dem begrifflichen Verhältnis, das zwischen den in sie eingehenden prädikativen Begriffen und den entsprechenden sortalen Ereignisbegriffen besteht.

b. Explanatorische Abhängigkeit

In Instanzen vom Schema (W) wird die Existenz einer Entität (x 's φ -en) erklärt, wobei die Erklärung auf die Beschaffenheit einer anderen Entität (x) eingeht; ist eine solche korrekte Erklärung verfügbar, so kann man die erste Entität als *explanatorisch abhängig* von der zweiten bezeichnen. Dabei muss man es nicht mit dieser eher informellen Charakterisierung von explanatorischer Abhängigkeit belassen. Man kann ausgehend von Schema (W) eine regelrechte Definition dieses Begriffes angeben:

²¹ Mitunter wird unter einer Erklärung auch die Angabe eines bloßen *Erkenntnisgrundes* im Gegensatz zu einem *objektiven* Grund verstanden. Hier allerdings geht es stets um objektive Erklärungen.

(Exp-Abh) x ist explanatorisch abhängig von $y \leftrightarrow_{\text{Df.}} \exists F (x \text{ existiert, weil } y F \text{ ist}).^{22}$

Die in (Exp-Abh) vorkommende Quantifikation ist keine, die in der Prädikatenlogik erster Stufe erlaubt wäre. Sie *ähnel*t aber der Quantifikation in Prädikatposition, die man aus der höherstufigen Prädikatenlogik kennt (wobei die Variable „ F “ hier nicht in der Position eines *Prädikats* steht, sondern in der eines *generellen Terms*). Eine ausführliche Erläuterung dieser Art der Quantifikation würde den gegenwärtigen Rahmen sprengen,²³ allerdings könnte bei etwaigen Zweifeln an ihrer Legitimität der Verweis auf natürlichsprachliche Konstruktionen helfen, die sie abbildet: Sven Glückspilz, kann man sagen, ist alles, was ein Wikinger nicht sein sollte – ein Muttersöhnchen, schüchtern, und dem Alkohol vollkommen abgeneigt. Dabei verwendet man einen Quantorenausdruck („alles“), der in der Position eines generellen Terms steht (was die nach dem Gedankenstrich angeführten Instanzen verdeutlichen). Und analoge Konstruktionen sind auch mit einem Ausdruck möglich, der eine Existenzquantifikation einleitet: Sokrates ist *etwas*, das jeder Philosophiestudent gerne wäre – nämlich ungemein weise. Diese natürlichsprachlichen Wendungen sollten das Verständnis der Quantifikation in (Exp-Abh) befördern; tatsächlich kann man die Definition unter Zuhilfenahme solcher Wendungen auch ausformulieren: ein Gegenstand x ist von einem Gegenstand y genau dann explanatorisch abhängig, wenn y *etwas* ist, so dass x deshalb existiert, weil y es ist. Mit einem Beispiel: Johanna ist etwas (nämlich: mutig), so dass ihr Mut existiert, weil sie es ist – also ist Johannas Mut von Johanna abhängig.

Der Begriff der explanatorischen Abhängigkeit lässt einseitige Abhängigkeitsverhältnisse zwischen notwendigerweise koexistenten Entitäten zu. Beispielsweise gilt einer bestimmten Konzeption von Mengen zufolge notwendigerweise, dass die Existenz eines Gegenstandes x und die Existenz der Menge, die x als einziges Element enthält, Hand in Hand gehen. Dann aber erweist ein Begriff modaler Abhängigkeit x und die Menge $\{x\}$ als *wechselseitig* voneinander abhängig. Nicht so der Begriff explanatorischer Abhängigkeit: während man die Existenz der Menge $\{x\}$ korrekt damit erklären kann, dass x existiert, gilt das umgekehrte Erklärungsverhältnis nicht. x existiert zwar *notwendigerweise* nur *dann, wenn* $\{x\}$ existiert, aber x existiert nicht deshalb,

²² (Exp-Abh) lehnt sich an eine Idee von Lowe (1998: 145) an. Allerdings hat Lowes Definition Nachteile; siehe dazu Schnieder (2004: Kap. 6.1).

²³ Für eine Verteidigung dieser Art der Quantifikation siehe Rayo & Yablo (2001).

weil $\{x\}$ existiert. Zudem erweisen sich partikularisierte Eigenschaften generell als abhängig von ihren Trägern: x 's F -heit existiert deshalb, weil x F ist. Um schließlich zu Ereignissen und ihren Subjekten zurückzukehren: auch zwischen diesen besteht generell ein einseitiges Abhängigkeitsverhältnis; denn wie bereits vermerkt findet x 's φ -en deshalb statt, weil x φ -t. Und dieses einseitige Abhängigkeitsverhältnis besteht auch im Fall eines Lebewesens und seines Lebens, selbst wenn ein Lebewesen, wie Lowe meint, notwendigerweise genau das Leben haben sollte, das es *de facto* hat. Denn noch immer findet dann das Leben statt, weil x lebt, während es nicht zutrifft, dass x lebt, weil x 's Leben stattfindet.

Abschließend sei angemerkt, dass man verschiedene spezifischere Formen der explanatorischen Abhängigkeit unterscheiden kann. Beispielsweise kann man zwischen *permanenter* und *historischer* explanatorischer Abhängigkeit differenzieren,²⁴ sowie auch zwischen *kontingenter* und *notwendiger*. Tatsächlich stehen prototypische Beispiele von Ereignissen zu ihren Subjekten in einer äußerst starken, sowohl permanenten wie auch notwendigen Abhängigkeit, die man wie folgt definieren kann.²⁵

(Exp-Abh2) x ist essentiell permanent explanatorisch abhängig von $y \leftrightarrow_{\text{Df.}} \square \forall t (x \text{ existiert zu } t \rightarrow \exists F (x \text{ existiert zu } t, \text{ weil } y \text{ zu } t F \text{ ist}))$.

So gilt z.B. notwendigerweise, dass *wann immer* mein Leben stattfindet, es stattfindet, *weil* ich (es) lebe. Und Gleiches gilt für den Lachanfall eines Lachenden: es ist notwendig, dass, wann immer er stattfindet, er deshalb stattfindet, weil der Lachende (ihn) lacht.

c. Eine konfligierende Erklärung?

Ich habe dafür argumentiert, dass zwischen einem Lebewesen und seinem Leben ein einseitiges Verhältnis der explanatorischen Abhängigkeit besteht; jedes einzelne Leben findet deshalb statt, *weil* es gelebt wird. Damit habe ich Rilkes Antwort auf meine Ausgangsfrage substantiell unterfüttert: das Verhältnis, in

²⁴ Diese Unterscheidung macht auch bei einem modalen Abhängigkeitsbegriff Sinn; vgl. Simons (1987: 305f.) und Thomasson (1999: 29–34).

²⁵ Ich habe hierbei zunächst Ereignisse mit genau *einem* Subjekt im Blick; insofern es Ereignisse mit mehreren Subjekten gibt, gilt die obige Behauptung nicht generell für die Subjektbeziehung.

dem ich zu meinem Leben stehe, ist das des *Lebens*, und bei diesem Verhältnis handelt es sich um das der explanatorischen Abhängigkeit.

Mit dieser Antwort will ich es bewenden lassen. Allerdings möchte ich, bevor ich diese Untersuchung beende, ein vermeintliches Problem für meine Position ansprechen: Es gibt eine tradierte Idee, angesichts derer an der behaupteten Einseitigkeit der explanatorischen Abhängigkeit, in der mein Leben zu mir steht, Zweifel aufkommen könnten. Aristoteles bemerkte in *De Anima* (415b): „[...] für ein Lebewesen aber besteht das Sein im Leben [...]“ – und bis heute würden dem viele Philosophen zustimmen, oder zumindest meinen, dass an Aristoteles' Lehre etwas Wahres dran ist. Nun gibt es zumindest ein Verständnis von Aristoteles' Behauptung, in der sie auf die folgende Erklärungsbehauptung hinauslaufen würde:

(D) Für jedes Lebewesen x gilt: x existiert, weil x lebt.

Die in (D) gegebene Erklärung weist einige Ähnlichkeit zu Erklärungen wie: „ x ist farbig, weil x rot ist.“ auf, in denen der Besitz einer *determinierbaren* Eigenschaft (im Sinne W. E. Johnsons; vgl. *Logic I*: Kap. 11) durch den Besitz einer sie *determinierenden* Eigenschaft erklärt wird – vielleicht handelt es sich sogar um einen eben solchen Fall: vielleicht verhält sich Existenz zum Leben wie Farbigkeit zur Röte, so dass Existenz in vielen verschiedenen Ausprägungen anzutreffen ist (die Existenz einer Proposition, beispielsweise, mag in ihrer Denkbarkeit bestehen, und die Existenz einer Menge in der Existenz ihrer Elemente).²⁶

Nehmen wir einmal für den Moment an, These (D) sei korrekt (ob sie es ist, oder nicht, vermag ich hier nicht zu entscheiden). Dann könnte jemand wie folgt argumentieren: (D) kann man ebenso gut folgendermaßen ausdrücken:

(D*) Für jedes Lebewesen x gilt: x existiert, weil das Leben von x stattfindet.

Aber (D*) impliziert, dass ein Lebewesen von seinem Leben explanatorisch abhängig ist, entgegen der obigen Behauptung. Also ist etwas mit meinen Thesen im Argen.

Glücklicherweise ist diesem Einwand leicht zu begegnen. Dass (D*) dieselbe These ausdrückt wie (D), trifft nicht zu, weil „ x lebt“ und „das Leben von x findet statt“ nicht denselben begrifflichen Inhalt haben: in den Inhalt von „ x

²⁶ Vgl. auch Wiggins (2001: 68f.) für eine ähnliche, im Detail allerdings abweichende, Auffassung.

lebt“ geht der prädikative Begriff ein, den „lebt“ ausdrückt, aber *kein* sortaler Ereignisbegriff. Doch der geht offenbar in den Inhalt von „das Leben von x findet statt“ ein. (D) und (D*) sind unterschiedliche Thesen, und tatsächlich kann man (D*) auch dann bestreiten, wenn man gegenüber (D) Epoche übt – und beides tue ich. (D*) kann keine korrekte Erklärung geben, da Erklärungen nicht umkehrbar sind (wenn „ p weil q “ eine korrekte Erklärung gibt, so gibt „ q weil p “ keine), und wir bereits gesehen haben, dass die umgekehrte Erklärungsrichtung korrekt ist: aus begrifflichen Gründen gilt, dass das Leben von x deshalb stattfindet, weil x lebt. Falls nun überdies (D) korrekt ist, so bedeutet das lediglich, dass dasselbe *Explanans*, nämlich dass x lebt, für verschiedene *Explananda* einschlägig ist: erstens dafür, dass das Leben von x stattfindet, und zweitens dafür, dass x existiert. Doch das widerspricht keiner meiner Thesen zum Verhältnis von meinem Leben und mir.

Literaturverzeichnis

- Aristoteles: *De Anima*.
- Bennett, Jonathan 1988: *Events and their Names*, Oxford.
- Brand, Myles 1984: *Intending and Action – Toward a Naturalized Action Theory*, Cambridge & London.
- Davidson, Donald 1980: *Essays on Actions and Events*, Oxford.
- Fine, Kit 1994: *Essence and Modality*, in: J. Tomberlin (Hg.) 1994: *Logic and Language (Philosophical Perspectives 8)*, Atascadero, 1–16.
- Hoffman, Joshua & Rosenkrantz, Gary 1994: *Substance among other categories*, Cambridge.
- Hughes, Christopher 1994: *The Essentiality of Origin and the Individuation of Events*, in: *Philosophical Quarterly* 44, 26–44.
- Hyman, John 2001: *–ings and –ers*, in: *Ratio (New Series)* 14, 298–317.
- Johansson, Ingvar 1989: *Ontological Investigations*, London & New York.
- Johnson, W. E. 1964: *Logic I*, New York (Nachdruck von 1921, Cambridge).
- Lombard, Lawrence B. 1986: *Events – A Metaphysical Study*, London & et. al.
- Lewis, David 1983: *Postscripts to ‘Survival and Identity’*, in: D. Lewis 1983: *Philosophical Papers I*, Oxford, 73–77.
- Lewis, David 1986: *On the Plurality of Worlds*, Oxford.
- Lowe, E. J. 1998: *The Possibility of Metaphysics*, Oxford.
- Meixner, Uwe 2000: *Essential Conceptions of Events*, in: J. Faye & U. Scheffler & M. Urchs 2000: *Things, Facts and Events*, Amsterdam, 183-195.
- Plantinga, Alvin 1974: *The Nature of Necessity*, Oxford.
- Rayo, Augustin & Yablo, Stephen 2001: *Nominalism Through De-Nominalization*, in: *Noûs* 35, 74–92.
- Schnieder, Benjamin 2004: *Substanzen und (ihre) Eigenschaften*, Berlin & New York.
- Simons, Peter 1987: *Parts*, Oxford.
- Steward, Helen 1997: *The Ontology of Mind*, Oxford.
- Stout, Rowland 1997: *Processes*, in: *Philosophy* 72, 19–26.
- Stout, Rowland 2003: *The Life of a Process*, in: G. Debrock (Hg.) 2003: *Process Pragmatism*, Amsterdam & New York, 145–157.
- Thomasson, Amie L. 1999: *Fiction and Metaphysics*, Cambridge.
- Van Inwagen, Peter 1983: *An Essay on Free Will*, Oxford.
- Wiggins, David 2001: *Sameness and Substance Renewed*, Cambridge.
- Williams, C. J. F. 1989: *What is Identity?*, Oxford.